

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 26. April 1823.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauss (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Vortheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Von der Satyre.

Von Dr. W. G. Krüger.

(S c h l u ß.)

VI. Schattenseite und Warnungen.

Ganz nahe an die letzte Betrachtung grenzen nun noch einige Warnungen:

I. Kraft reizt zur That: es beunruhigt sie, sich ihrer bewußt zu seyn, ohne sich ihrer lebendig zu erfreuen. Übung erhöht die Kraft; daher auch hier so leicht kein Stillstand. Der Satyriker weiß nicht immer auszuruhen; ja, man hat schon solche gefunden, die in Ermanglung des Gegenstandes sich selbst ein wenig geißelten. Wahrlich, die Gefahr ist nicht klein! Wird es dir herrschende Gewohnheit, oder hast du auch nur den Schein von Kriegsdurst, der nicht den Reiz, die Aufforderung abwarten mag: wie soll die Gesellschaft dich lieben, wünschen, dir vertrauen?

II. Scheue nicht äußere Macht, noch Ansehen, wenn es die Wahrheit so verlangt; ohnehin wohnt bey äußerer Größe auch meistens so viel hoher Sinn, daß man die Wahrheit nicht unbedingt haßt. Aber! scheue die Alltagsgesichter! es gibt in der Geschmackswelt nichts Niedrigeres als die Alltäglichkeit.

III. Dein Beruf ist im gewissen Sinne willkürlich. Unterlasse daher nicht folgende Fragen an dich selbst: Wird der Gerechte, der Einsichtsvolle dir auch Dank wissen für die Art, wie du das kühn übernommene Geschäft verwaltest? Fühlst du dich stark genug, den Widerstand, die Gegenangriffe auszuhalten, womit die Schwäche, die Thorheit, die Arglist dich bedrohen? Wirst du auch nicht die Bienen zugleich mit den Wespen angreifen? Hältst du auch in treuer Stille Gericht über dich selbst??

IV. Es ist eine alte Erziehungsregel: „Scherz, der nicht für solchen aufgenommen wird, ist nicht mehr Scherz, sondern derber Ernst.“ Hier träfen wir also auf die schwierige Frage vom Scherz verstehen. So lange

indess der Satyriker seine Sache mit Umsicht und Würde führt, ist mir für ihn nicht bange. Naturen, die sich auf keine Weise bey'm Scherz zu nehmen wissen, sind überall der Gesellschaft eine Last, und die Nation, die in der feinsten geselligen Cultur so weit voraus ist, ist auch die Meisterinn im Scherz geblieben. Die Ironie, vor der der Stärkste oft erbleicht; die Periffilage, die auch die festeste Haut durchdringt: welche unschätzbare Waffen in reiner und sicherer Hand!

Mehr als Eine schwierige Frage erwartet mich noch. Dahin gehört die, über die passendsten Gegenstände der Satyre; über ihr Verhältniß zum Komischen überhaupt und zum Lächerlichen; über ihre Stellung in der heutigen guten Gesellschaft; und ebenfalls die einzelne Würdigung ihrer vielfältigen Formen.

Allein eine der ehrenwertheften Regeln des Geschmacks schreibt uns vor, daß Zuviel mehr als Zuwenig zu fliehen. Es sey mir demnach vergönnt, die Betrachtung meines Gegenstandes für jetzt hiermit abzubrechen.

I. Vom Lächerlichen.

Es unterscheidet sich zuerst in Belachenswerthes und Verlachenswerthes. Ersteres ist mit Bewußtseyn dem Lacher dargebracht, also ohne Beschämung des Urhebers: letzteres ohne dieses Bewußtseyn und unwillkürlich. Daher dieses Verachtung oder Tadel erzeugt, jenes sich Dank verdient und nicht selten Achtung. Die Verachtung und Verachtung, die dem Harpagon in Moliere's Avare begegnet, gilt dem aus der wirklichen Welt Entlehnten Charakter; Belächung aber und Beyfall lohnen dem Dichter und der Ausführung.

Das verlachenswerthe Lächerliche ist für den Satyriker nur Object der Strafe, niemals Mittel. Das belachenswerthe Lächerliche aber, eines seiner angemessensten und eigenthümlichsten Hülfsmittel. Letzteres, das wir der Kürze wegen das Komische nennen, erfordert daher eine besondere Erörterung.

II. Vom Komischen.

Der Namenerklärung wird bloß erwähnt, um zu zeigen, daß der Ursprung des Wortes dem spätern Begriffe nicht sachmäßig, sondern nur veranlassend oder gelegentlich zum Grunde liege. Comoedia war zuerst bey den Griechen Dorf- oder Bauergefang, von come, das Dorf und ode Gesang: also nicht von comus, der zwar gefelliger Lust, hauptsächlich bey'm Schmause vorstand, aber nicht eigentlich dem Genusse des geistigen Lachens. — Erst da, wie aus den in Dörfern umherziehenden Lustigmachern (comoedis), und den Anfangs gleichartigen tragoedis*), allmählig Vereine zu höheren Kunstzwecken von divergirender Richtung entstanden, bildete sich eine comoedia, ein Lustspiel aus, dessen Bestimmung sich um das Komische (geistiges Lachen Erregende) dreht.

Große und feine Köpfe haben sich seit Aristoteles um die Sacheerklärung des Komischen bemüht, und Keiner Alle befriedigt: die ganze Wahrheit

*) Die an Bacchusfesten sangen, wo diesem ein Bock (tragus) geschlachtet, oder auch ein Bock als Preis des Gesanges verschenkt wurde.

hat sicher Keiner verfehlt, theilweise hatte ein Jeder von ihnen Recht. Die Schwierigkeit ist nur, diese Einzelheiten unter ein Gemeinsames zu verbinden. Ich werde einige der angesehensten Stimmen, die hierüber abgegeben worden, vorführen.

1) Aristoteles: das Lächerliche ist eine Mißhelligkeit (Anomalie, Abweichung von der Regel, die durch Natur oder Verstand bestimmt ist). Diese darf aber nicht von der Art seyn, daß ihre Wahrnehmung das Mitleid oder den Schrecken in Anspruch nimmt. — Fast gleichlautend ist Priestley.

2) Cicero: was der Schicklichkeit oder Schönheit widerspricht. (Eben so Büsching.)

3) Home: was kleinlich ist.

4) Möser: Größe ohne Stärke.

5) Gerard: Contrast und Überraschung. Fast gleichlautend Eberhard.

6) Bateau und Schlegel (der ältere): was Beschämung ohne Schmerz verursacht (als ob die Beschämung selbst nicht schmerzhaft wäre).

7) Dusch (und Feder): Disproportion.

8) Mendelssohn: Contrast des Vollkommenen mit dem Unvollkommenen.

9) Niedel: das Entgegengesetzte vom Erhabenen (v. no. 3).

10) Beattie: die unschickliche und unpassende Verbindung, in Ansehung des Verhältnisses und Gegensatzes.

11) Meiners: das Wunderbare, Ungereimte, Seltsame, Unerwartete, das verstellte Ernsthafte. Doch fügt er dieser ungeschickten Erklärung noch bey: die größten Geister kennen das gemeinschaftliche Arcanum nicht, wodurch allenthalben Lachen erregt wird: ich habe hier eine Vermuthung, die ich aber noch nicht äußern darf. — So viel man erfahren kann, ist er diese Veräußerung schuldig geblieben.

12) Sulzer (und Eschenburg): das Ungereimte und Unmögliche.

13) Kant: die plötzliche Auflösung einer Erwartung in Nichts. Hiergegen wendet Jean Paul ein: 1) daß nicht jede plötzlich vernichtete Erwartung Lachen erregt; 2) daß man zuweilen nichts erwartet und durch Etwas überrascht wird; 3) oft ist man gestimmt, keine Erwartung zu haben; 4) die bloße Zusammenstellung des Großen und Kleinen ist nicht unbedingt lächerlich.

Hey seiner eignen Erklärung geht er, im Sinne Home's und Niedels, davon aus, daß das Lächerliche dem Erhabenen gegenüber stehe, welches letztere seyn soll das angewandte Unendliche (optisch, akustisch oder sittlich). Darauf, wie folgt:

14) Jean Paul: das Lächerliche ruht im Subjecte des Lachenden, indem er den fremden Bestrebungen seine entgegengesetzte richtigere Einsicht unterlegt. — Weßhalb man auch den Blödsinnigen schwer belachen kann: nämlich, es ist schwer, ihm eine contrastirende Einsicht zu leihen. Endlich: sein Lächerliches ist ein sinnlich angeschauter, unendlicher Unverstand.

Diese Erklärung ist dunkler als ihr Gegenstand selbst, insbesondere durch den Gebrauch, den er vom Unendlichen macht. Erhaben ist alles, was den Maßstab unserer Beschränkung erschöpft, oder zu überbieten scheint: wollen wir es deshalb unendlich benamen? so versteigen wir uns. Denn, als unendlich fassen und schauen wir nichts; wir ahnden, sehen, abstrahiren es nur und

dieß alles ist eigentlich mehr ein zagendes Verstummen. Unendlicher Unverstand lautet widerwärtig, dem Unverstande, scheint es, müsse man verletzete Grenzen nachweisen können, mithin könnte er nie unendlich seyn. Oder lieber ein Beyspiel: Sancho Pansa vergleicht die Erde mit einem Senfkorn und die Menschen darauf mit Haselnüssen: diese Dieproportion ist Unverstand und lächerlich; aber wo wäre hier das Unendliche des Unverstandes?

Doch, im übrigen seinem Gedankengange folgend, wage ich folgende Erklärung des Lächerlichen:

Es sey der sinnlich angeschaute Widerspruch gegen den richtigen Maßstab unsers Seyns und Strebens (das Erkennen im Seyn mit einverstanden).

III. Zweifelhaftigkeit dieses Maßstabes.

Welches ist nun aber dieser richtige Maßstab? Er ist nicht in bestimmte wörtliche Grenzen zu fassen: und darin rechtfertigt sich eben das Schwebende, Willkürlich-scheinende, Streitige, dem zufolge der Lacher wiederum seine Belacher, nicht selten gar auch Belacher findet.

Ist denn unser Seyn und Streben nicht ein freyes Ringen nach einem mehr oder minder verhüllten Ziele? Wir fühlen dieß Ziel, also ist es wirklich; wir fühlen ebenfalls, ob wir ihm näher oder ferner werden; und der geübtere Blick dahin gewinnt an Augenmaß. Aber! es ist leichter, Teleskope zu erfinden, um Specialkarten vom Sirius aufzunehmen, als es ist, für jenes Ziel (unsers Seyns und Strebens) einen allgemein gültigen Maßstab zu berechnen und zu demonstriren. Der Ewige sah, daß wir einen solchen hienieden nicht verstehen und unsre Freyheit müßte ihn abweisen, so lange wir in dem verwickelten Problem befangen sind, welches weder Engel noch Thier mit uns gemein haben kann.

Wollte der Borwik sagen, daß, wer einst zuletzt lacht, am besten lachen wird; so ist zu bedenken, „ob nicht vielleicht selbst das Lächeln in lichtern Sphären profan heißen möge?“ — Und hier ist's noch vergönnt, ja Noth, vom Ernste wie vom Erhabenen auszuruhen unter Rosen und Lachen: höhere Naturen, je vertrauter sie dem werden, was ewig ist, desto ausdauernder werden sie dort im Ernste seyn. Denn das Lachen gibt nur der Augenblick für Augenblicke: sein Stachel und seine Blüthen verschwinden, wie sie sich entfalten, und nur die Wunden des erstern können ernsterer Dauer seyn, wo böses Blut ist.

Ich kehre zu unsrer Definition zurück:

Wenn der richtige Maßstab, mit welchem im Widerspruche sich das Lächerliche kund thut, mehr durch's Gefühl als durch Begriffe gefunden wird; so ist die Wahrnehmung des Lächerlichen mit Recht unter die sinnlichen Anschauungen zu zählen. Daher ist auch das Überraschende ihm nicht fremdartig, weil es mehr für den Sinn als für den Begriff vorhanden ist. Das Ungereimte aber, eine oft so sehr ergiebige Quelle des Komischen, ist mehr auf Gewöhnung und sinnliche Täuschungen als auf Grundsätze zu beziehen; weil der Charakter des Komischen doch alle Mal auch sinnliche Bestandtheile haben muß, Größe, ohne Stärke, Disproportion überhaupt, sie spielen immer her und hin auf dem Gebiete der Begriffe und der sinnlichen Anschauung. Und, wenn Gerard und Aristoteles auch ihre Erklärung zu weit faßten, behalten

sie doch darin Recht, daß — wenn freylich nicht jeder Contrast komisch ist — doch bey jedem komischen Contrast Statt findet. Schwarz auf Weiß ist z. B. ein Contrast, mithin auch alles Gedruckte und Geschriebene: aber wie viele würden sich's nicht verbitten müssen, dieses eben darum schon komisch zu finden! umgekehrt aber kann vieles von solchem Schwarz auf Weiß, willkürlich oder unwillkürlich, komisch seyn, und dann wird man die Contraste nicht weit zu suchen haben.

IV.

Ich getraue mir nicht, diesen schwierigen Gegenstand noch weiter zu verfolgen: für unsern Hauptzweck, das Komische als wesentliches Hülfsmittel der Satyre zu betrachten, wird das Obige hinreichen, um darzuthun:

1) Das Komische kann auch wohl dem Scheine nach Hauptzweck seyn, nur nicht in der That und in der Hauptwirkung; sonst leidet das Interesse der Satyre.

2) Von der andern Seite darf die Satyre nie gewaltsam auf irgend einen einzelnen Theil des Komischen drücken; besonders nicht in Wiederholungen, in zu sehr berechneten Anspielungen, in leidenschaftlicher Übertreibung, die des Häßlichen häßlich spottet.

3) Wollten wir Jean Paul glauben, so wäre diese ganze zweyte Vorlesung am unrechten Orte. Denn er setzt das Komische und den Scherz der Satyre bis zur gänzlichen gegenseitigen Ausschließung entgegen. Getreu seiner erst gegebenen Ansicht von der Satyre, soll die Thorheit nie ihr Gegenstand seyn, sondern nur die Unmoralität, namentlich das Ehrlose und das Lieblose; alles Andere, das so vielfältig bey mehreren Nationen satyrisch behandelt worden, sey Verwirrung und müsse in's Launige, Scherzhafte, Wisige u. s. w. verwiesen werden. Aber nicht nur der Übelstand, so viel allgemein Gebilligtes einer neuen theoretischen Fachmacherey zu gefallen verurtheilt zu sehen; an sich selbst, ist die Ausschließung des Scherzes von der Satyre etwas, das durchaus wider den Mann zu gehen scheint. Der baare Ernst, den er lyrisch findet am trübsinnigen Juvenal, ist mir hier eben unerträglich. Dem Satyriker muß es weit mehr als jedem andern Dichter um Leser zu thun seyn. Welcher Leser aber, insbesondere der, welcher der Besserung bedarf, wird sich dem ununterbrochnen schweren Ernste des von sich selbst bezurufenen Richters hingeben?

Man dürfte statt des von Jean Paul bezeichneten moralischen Dualismus (Ehrlosigkeit und Lieblosigkeit) nur seine frühern Quellen setzen, nämlich Leichtsinn und Selbstsucht: so würde man sogleich erinnert werden, wie leise und stetig die Übergänge vom kleinsten bis zum größten Unrecht, wie innig die Verwandtschaften zwischen Thorheit und Laster sind. Man würde fühlen, wie der Schmerz so ganz geeignet ist, den (anfängs nur wie zum Scherz fehlenden) Leichtsinnigen und Egoisten zurecht zu weisen. Und da der menschliche Richter, selbst bey dem Ungeheuren des großen Unrechts, nicht die erste Quelle einer zu schwachen Gemüthsstimmung vergessen darf, da er auch nicht immer competent ist, über den Grad des Unrechts zu entscheiden: so scheint selbst die Humanität bey dem satyrischen Strafamt, die Beymischung und Einfassung des Scherzes nicht selten zu verlangen.

Geht es aber unsern Theoristen nicht oft also? Sie construiren sich ein Modell (meistens ohne die eigne Gabe, es im Großen und Schönen auszuführen); dann vergleichen sie damit die vorhandenen Werke der Meister und — gleich als wollten sie sich rächen an der Überlegenheit, womit der Genuß des ersten Lesens ihr Gefühl überwältigt hatte — verwerfen nun, was nicht in ihr Fachwerk paßt. Der göttliche Sänger des befreiten Jerusalem „hat die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht *); er hat uns sich selbst und sein schönstes Gefühl dargestellt, nicht aber vermocht, eine Welt in ihrem Geiste **) klar aufzufassen und sich darin zu verlieren und zu vergeffen!“

So hätte Herr von Schlegel schwerlich nach dem ersten Lesen urtheilen mögen. Wir lernen ferner bey ihm, daß Tasso ein musikalischer Dichter gewesen, „der aber nicht bloß einen Ton hätte wissen sollen durchzuführen, sondern jede Saite des Gefühls zu berühren und anzuregen!“

Und das von Rechts wegen, unterschreibt der Herr Richter in Gedanken. Jedoch man kennt nun schon den hohen Ton, in welchem Manche aus gar nüchternen Voraussetzungen übertriebene Folgerungen abzuleiten gewohnt sind.

Man lasse sich nur nicht gleich fortreißen, so findet man bey Kritikern, wie diese, für einzelne Gewaltthätigkeiten an hundert andern Stellen volle Entschädigung.

Der Vorleser aber wünscht sich Nachsicht, da er seine Schlußbemerkung an einen so glänzenden Namen geheftet hat. Er theilt die allgemeine Verehrung dieses großen literarischen Verdienstes viel zu aufrichtig, als daß es ihn gelüsten möchte, mit falschem Lärm den vielgeprüften Odysseus zu wecken.

*) Fr. v. Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur.

**) Dieser Geist war katholisch, fromm und ritterlich, und darin bewegt sich Tasso mit großer Hingebung und Selbstvergeffenheit. Hätte er, ferner, nicht, seiner Schule zu Liebe, epischen Mechanismus, ähnlich dem Virgil, bengewemischt, das würde noch viel anders gerügt worden seyn.

Liebe und Einsamkeit.

Aus dem Spanischen des Don Christoph de Mesa *).

Nach dem Sonette: De Amor en la agradable compañía etc.

Amor, dich allein zum traulichen Gesellen,
Such' ich nur die Öde bergumschloßner Strecken,
Offne Felder, stille Bäche, dichte Hecken,
Tiefe Thäler, hohe Berge, kühle Quellen.

*) Don Christoph de Mesa, ein trefflicher, sowohl epischer als lyrischer Dichter, noch in der classischen Epoche der spanischen Dichtkunst, blühte zu Ende des XVI. und im Anfange des XVII. Jahrhunderts. Er war ein Geistlicher, zu Zafrá in der Provinz Estremadura geboren, und zu Rom, wo er lange Zeit verweilte, durch fünf Jahre der Schüler des berühmten italiänischen Dichters, Torquato Tasso. Beyde begrüßten sich ehrenvoll in zwey Wechsellonnetten, und der Dichter

Grüne Hügel, dunkle Wälder, Meereswellen,
Frühe Grotten, die vor Wind und Sonne decken,
Wo im Lorber, wo im Schilf an Wasserfällen
Meine Klagen Daphne, Syrinx, Echo wecken.

Anmuthsvoller Hain, den düstre Schatten schwärzen,
Früh'ger Garten, blüh'nde Wiese, weit Gefild,
Treue Zeugen seyd ihr meiner Klag' und Schmerzen!

Hier seufz' ich nach J u l i a n, dessen Götterbild
Brennend eingepägt ist meinem zarten Herzen,
Und zu Freunden find' ich Vögel, Fische, Wild.

Goethe v. Leon.

Don Hernando de Guzman nannte deshalb auch Mesa am Schlusse seines heroischen Gedichtes: *Li Restauracion de España* in einem Sonette, mit Anpreisung dieser epischen Dichtung und seiner Übersetzung des Virgil, den Tasso Hispaniens (*Español Tasso*). Von Mesa schätzt man vorzüglich dessen Übersetzung der *Anais* und *Isias*, welche letztere aber noch in Handschrift ist. Die Sonette dieses Dichters finden sich in dessen *Valle de Lagrimas y diversas Rimas*, en Madrid, 1607. 8.

Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg den 19. April zum ersten Male: Die Braute
w a h l. Lustspiel in drey Aufzügen, nach Picard, vom k. k. Hofschauspieler Herrn
Lembert. Dieses Stück ist bereits durch den Druck bekannt, und wurde auch schon
auf einigen Bühnen Deutschlands, wie z. B. in Berlin, mit Beyfall aufgeführt. Der
Inhalt desselben ist kurz folgender. Der Schiffscapitän Apfel (Herr Wilhelm), hat
sich im Junggesellenstande ein beträchtliches Vermögen erworben, und will seine alten
Tage an der Seite einer Gemahlinn verleben. Er hat sich ein schönes Landgut gekauft,
welches er zu einem der lieblichsten Aufenthaltsorte umstalten läßt. Der neue, ges-
chmackvoll und prächtig eingerichtete Pavillon soll am Tage seiner Verlobniß zuerst
eröffnet werden. Es ist aber noch nicht bestimmt, welche Lebensgefährtinn ihm zu Theil
werden soll. Er hat seine Mündel, Victorine (Mlle. Weber), aus der Erziehungsan-
stalt zurückkommen lassen, die Frau von Dorffing, eine kinderlose junge Witwe (Mad.
Löwe), und Mad. Finster, eine Kaufmannswitwe (Mad. Costenoble), mit ihrer
Tochter Julie (Mad. Anschütz), auf seinen herrlichen Landsitz eingeladen, um hier
in diesem weiblichen Umgange einige Wochen allein und ungestört zuzubringen, und
diejenige zu seiner Braut zu wählen, welche ihm die meiste Neigung bezeigen würde.
Alein bald sieht er seine ländliche Einsamkeit durch die unerwartete Ankunft mehrerer
Gäste unterbrochen. Zuerst erscheint sein Neffe, der Lieutenant Eduard Apfel (Hr. Kettel),
dann Herr von Korb (Hr. Lembert), und endlich Magister Habicht (Hr. Woth). So
ungelegen sie auch alle dem Schiffscapitän kommen, so sind die Ursachen ihres unver-
mutheten Erscheinens doch so dringend, daß er sie nicht abweisen kann, ohne die
Geseze der Höflichkeit zu verletzen. Allein wann der Schiffscapitän die geheimen und
wahren Ursachen ihres Erscheinens gewußt hätte, so würde er sie sicher nicht so zutraus-
lich aufgenommen haben. Denn sein Neffe, der Husarenteutenant Eduard, ist in Julie,
die Tochter der Kaufmannswitwe Finster, verliebt; Herr Korb ist heimlich mit der Frau
von Dorffing verheirathet, und Magister Habicht steht mit des Schiffscapitäns Mündel,
Victorine, in einem geheimen Liebesverhältniß. Der Schiffscapitän ist daher, ohne
etwas zu ahnen, von lauter gefährlichen Nebenbuhlern umgeben, und erfährt bey seiner

endlichen Bewerbung, daß er bey Victorine, Frau von Dorffing, und Julie zu spät kommt. Da er aber durchaus zum Heirathen entschlossen ist, so nimmt er vorlieb mit der schon altlichen Kaufmannswitwe Mad. Finkler, die ihm allein zur Wahl übrig bleibt, und seine Hand nicht verschmäht. So schließt sich das Stück mit vier glücklichen Paaren.

Die Darstellung wurde mit Fleiß gegeben, und erregte die Theilnahme des Publicums. Der Knoten der Handlung ist kunstreich geschürzt, daher selbst die sich wiederholenden Heirathsanträge und Verschmähungen des Schiffcapitäns den Zuschauer nicht ermüden, wiewohl alle solche und ähnliche Wiederholungen in der Regel das dramatische Interesse gefährden, welches vorzüglich durch Abwechslung und Neuheit genährt wird.

Herr Wilhelmi als Schiffscapitän hatte darum auch eine ziemlich schwierige Aufgabe zu lösen, um die drey verschiedenen Körbe, welche er in diesem Stücke erhält, mit gutem Anstand zu nehmen, und nicht auch einen vierten, noch unangenehmeren von den Zuschauern zu erhalten. Er zog sich aber mit Ehren aus dem Spiele und bewahrte in dieser Rolle sein schon oft gerühmtes Talent. Auch Mad. Anschütz leistete in ihrer neuen Rolle Vorzügliches, und alle übrigen Mitspielenden verdienten sich den gewohnten Beyfall des Publicums.

Anzeige der zum Vortheile des Pensions-Instituts für das k. k. priv. Theater an der Wien Statt habenden Vorstellung.

Dinstag den 29. April wird zum Vortheile des von Sr. Excell. Herrn Grafen Ferdinand von Palffy für das k. k. priv. Theater an der Wien gegründeten Pensions-Institutes die erste Aufführung eines neuen Melodrams in drey Acten mit Chören; Länzen u. s. w. „Ahasverus der nimmer ruhende“ Statt finden.

Außer dem bey derley Spectakel-Gattungen wohl zu berücksichtigenden Verdienste eines gehaltvollen Stoffes, und seiner durchaus gelungenen Bearbeitung, wird die Wahl dieses Werkes, so wie sein entschiedener Werth, noch vorzüglich dadurch beurkundet, daß der vielfach verdiente Conserger und Opern-Director dieses Theaters, Herr Ignaz Ritter v. Senfried, sich der lohnenden Mühe unterzogen, die sammtlichen Musikstücke zu diesem Melodrame theils aus dem Schatze der Claviercompositionen, theils aus den Quartetten, Quintetten ic. des großen Mozart zu nehmen, sie den Situationen angemessen zu wählen, und für das Orchester einzurichten.

Bey der Vermuthung, daß vielleicht manchem, bloß warmen Verehrer des Verewigten, dieser Theil seiner genialen Schöpfungen, wenn nicht ganz fremd, doch auch nicht ganz ausführlich genug bekannt seyn dürfte, muß die Bildung eines, aus seinen glänzendsten Bestandtheilen zusammen gestellten Werkes, für diesen eben so anziehend seyn, als es den Kenner befriedigen, und den ausgesprochenen Zweck selbst übertreffen wird.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.